

WOLFRAM MAUSER

Schiller-Gedächtnispreis 1983:
Laudatio für Christa Wolf

Schiller-Gedächtnispreis 1983

Laudatio für Christa Wolf

von Wolfram Mauser

„Erzählen ist Sinngeben“¹. So steht es in den Frankfurter Vorlesungen Christa Wolfs. In einer Welt, die sich bis zur drohenden Selbstvernichtung vergißt, Sinn geben – das heißt doch: sichtbar machen, was zerstört, und spürbar machen, was bewahren kann; das heißt, beharren auf Versprechen, die im Gang der Geschichte uneingelöst bleiben, auf Hoffnungen, die keine Erfüllung finden, auf Vertrauen, das bitter enttäuscht wird; heißt, nicht zulassen, daß ein Traum verfällt, daß Symbole zu leeren Hülsen werden.

In ihrem Arbeitstagebuch hält Chr. Wolf fest: „Eine neue Sinngebung durch die verbrauchten Institutionen – woran viele gewöhnt waren – ist nicht zu erhoffen. Zickzacklaufen. Aber ein Fluchtweg ist nicht in Sicht. Man fühlt sich gestellt.“² Mit dieser Erkenntnis schreiben bedeutet: künstlerisch gestaltend Widersprüche ertragen, unter deren Last andere resignieren, bedeutet: Teilhaben am Leben der Mitwelt, auch an Staat und Gesellschaft, Teilhaben aber mit dem Wissen um das Andere. Nicht eine politische Theorie und nicht ein religiöses Bekenntnis fordern Chr. Wolf zum Versuch neuer Sinngebung heraus, sondern die Erfahrung von Verletztsein, Leid und Trauer: „Unstillbar, . . ., ist der Schmerz, den die Eignen einem antun, es sei denn, man verwandle sie oder sich selbst in Fremde, und trostlos ist nicht der Verpönte, sondern der Vergessene.“³

Anderssein, Fremdheit, und doch Teilhaben: für keine Gestalt der abendländischen Geschichte wurde dieser Widerspruch so zur Zerreißprobe wie für *Kassandra*. Bewußt und entschieden nimmt sie (in der Erzählung mit dem Titel *Kassandra*) Fremdheit und Distanz auf sich, um sich und um Troja zu bewahren. Sie kennt die Verletzungen und Demütigungen einer Welt, in der Gewalt und Menschenverachtung herrschen, in der man anders sein muß, um selbst zu sein. Dieses Anderssein gibt ihr die Kraft zum Widerspruch,

¹ Christa Wolf, *Voraussetzungen einer Erzählung: Kassandra* (VK), 1983, S. 37.

² Christa Wolf, VK, S. 97.

³ Christa Wolf, VK, S. 37.

aber auch die innere Freiheit, die Bindung an das Eigene, an die Familie, an die Freunde, an die Gesellschaft, an den Staat auf *neue* Art zu erleben. Dies ist für Cassandra die Voraussetzung dafür wahrzusprechen; allein darin gründet ihre Hoffnung, Troja retten zu können.

Kassandra, die Tochter des Königs Priamos von Troja und der Hekabe, ist Priesterin und Seherin. Für ihre Ungefügigkeit gegenüber Apollo wird sie damit bestraft, daß man nicht auf sie hört. Man bedenke, was dies bedeutet: Die helllichtige Seherin ist dazu verdammt, ins Leere zu sprechen, genauer: nur dann gehört zu werden, wenn ihr Wort zum Anlaß für Verfolgung und Verurteilung gemacht werden kann. Sie besteht aber darauf, auch die unerwünschten Wahrheiten auszusprechen. So wird sie Opfer. Es sind die Iliaden, die sie in Ketten legen. Doch der Sieg der Feinde Trojas bedeutet für sie nicht Rettung. Nach dem Untergang der Stadt verschleppen die Griechen sie nach Mykene.

In der Todesstunde verdichten sich die Erfahrungen ihres Lebens zu einem Monolog, in dem Erinnerung und Deutung verschmelzen. Sie hatte sich für den Beruf der Priesterin, der Seherin entschieden und verband damit die Erwartung, ein Leben zu führen, das sich keinem fremden Willen zu unterwerfen hat, die Hoffnung, mit eigener Stimme zu sprechen. Am Ende aber steht die Einsicht, daß sie der politischen Ranküne, den hinterhältigen Strategien, die zum Krieg führen, den Zwängen, die ein einmal begonnener Krieg mit sich bringt, aber auch dem Ritual der Geschlechterbeziehungen und der Unverfrorenheit der Männer nichts anderes entgegensetzen hat als die wachsende Entschlossenheit, sie selbst zu sein, anders zu denken und anders zu fühlen, und dies unbedingt. Sie träumt davon, in Troja lebensfreundliche Verhältnisse wie in der minoischen Kultur herzustellen; doch wie sollte dies geschehen? Mit Aineias verbindet sie eine Liebe, in der sie Einverständnis, Gleichklang und Verlässlichkeit erlebt. Diese Liebe schenkt ihr Stunden nachklingenden Glücks. Aber ihre Bestimmung geht im Privaten nicht auf. Der Schritt ins Freie, den sie wie alle Figuren Chr. Wolfs ersehnt, kann für sie nicht bedeuten, sich mit den Verhältnissen zu arrangieren. Vertrauen, Freundlichkeit und Gewogenheit sind für sie nicht verhandelbar.

Auf eindrucksvolle Weise vergegenwärtigt Christa Wolf den persönlichen Schmerz Kassandras und die Not des Kriegs um Troja, zugleich gelingt es ihr, das Dargestellte auf Grundlinien der abendländischen Geschichte hin durchsichtig zu machen. Was einzelne Figuren im Erzählwerk Christa Wolfs zustandebringen: innere Unabhängigkeit, Selbständigkeit des Denkens, Sicherheit des Gefühls, Entscheidungsfähigkeit, kurz Autonomie, ist das, was die politische und gesellschaftliche Ordnung, in der sie leben, nicht nur gewähr-

leisten, sondern von sich aus und selbstverständlich hervorbringen sollte. Statt dessen muß jede von ihnen gegen eine Übermacht an Staat anleben, gegen Gruppenegoismus in der Gesellschaft, gegen offene und versteckte Gewalttätigkeit von Männern, gegen Gedankenlosigkeit, Gefühlsarmut und Verfahrensroutine – gegen die Kälte von Systemen, die ihre Bestimmung verfehlen. Figuren zu imaginieren die sich gegen all dies auflehnen, ist Christa Wolfs Weg aufzuklären.

So beharrt Christa T. (in *Nachdenken über Christa T.*) auf einer Lebensführung, die all das gering schätzt, was die Mitmenschen in Bewegung hält: die Jagd nach materiellem Vorteil, das Bedürfnis, sich flink und fugenlos in fragwürdige Gegebenheiten einzupassen, gewandt zu reagieren, wo es dem eigenen Nutzen und Fortkommen dient, und nicht zuletzt: das ebenso hochmütige wie blinde Vertrauen in die Verlässlichkeit technischer Lösungen. Es gehört für Christa T. viel Mut dazu, sich nicht einzuordnen, die Art des Wirkens für die Gesellschaft selbst bestimmen zu wollen, sich offen zu halten für das, was dem Heute gemäß und für die Zukunft notwendig ist. Ohne Pathos und Dünkel, unbescheiden aber im Anspruch an sich und an die anderen, fordert sie, daß diese Gesellschaft verwirkliche, wofür sie steht. Die Übermacht der Selbstsüchtigen, der Kleinmütigen, der Gedankenlosen und politisch-gesellschaftliche Verhältnisse, die dieses zulassen, ja fördern, treiben Christa T. in die Enge, in einen Zustand, in dem sie meint, nicht mehr atmen zu können. Sie muß erfahren: anders zu sein, ein Leben zu führen im Widerspruch zu den Verfehlungen und Verirrungen der Mitmenschen, ist tödlich. Sie stirbt an Leukämie. Sie hat aber nicht nur an dieser Krankheit gelitten.

Kleist und die GÜnderode (in der Erzählung *Kein Ort. Nirgends*) sind Gezeichnete, Leidende an den Zwängen ihrer Zeit, am Reglement, an Demütigungen, an der Einschnürung ihrer Körper durch Uniform und Ordenskleid, am Verkanntsein, am Nicht-gehört-werden. Kleist antwortet mit dem Drang, zu wollen, was er muß. Die GÜnderode deutet den Konflikt, der seine Seele zerreißt, und der auch der ihre ist: „Was mich tötet, zu gebären“,⁴ ein Wort, das für Christa Wolf zum unverwechselbaren Kennzeichen der modernen Zeit geworden ist. Oft fragt sich die GÜnderode: „Wenn der erste Idealzustand, den die Natur hervorrief und den wir zerstören mußten, nie zu jenem zweiten Idealzustand führte, durch die Organisation, die wir uns selber geben?“⁵

⁴ Christa Wolf, *Kein Ort. Nirgends* (KON), 1981, S. 97.

⁵ Christa Wolf, KON, S. 117.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Erzählungen und Schriften Christa Wolfs die Frage: Wie lebbar ist das Leben eines Menschen, der einer widrigen, verständnislosen Mitwelt gegenüber an seinen Grundsätzen und an seinen Traumvisionen festhält? Es ist kein Zufall, daß alle ihre Erzählungen in *Kassandra* münden. Das Anderssein, das Christa Wolf in ihren Figuren ausphantasiert, ist zuallererst die Folge einer neuen Art zu sehen, einer gewandelten Vorstellung dessen, was einer Seherin obliegt. *Kassandra* zeichnet nicht Bilder der Zukunft, indem sie aus den Eingeweiden von Tieren oder aus dem Vogelflug liest. Sie gewinnt die Schärfe ihres Blicks aus der Fähigkeit, Vergangenes und Gegenwärtiges zu durchschauen, zu erkennen, was wirklich vor sich geht, was hinter den Kulissen abläuft, welche Mächte das Geschehen steuern, oder auch nur, welche Schwächen Einzelner dazu führen, daß die Dinge sich eben so ereignen. Die vorhersehbare Zukunft ist dann nichts anderes als die Verlängerung aller bisherigen Fehlentwicklungen. Zu dieser Art Sehertum gehört kein magischer Blick, wohl aber das Wahrnehmungsvermögen unverdorbener, nicht durch Mißbrauch stumpf gewordene Sinne und der Mut, Gedanken und Gefühle zuzulassen, die nicht vorgesehen sind.

Mit großer Überzeugungskraft vertritt Christa Wolf die Meinung, daß vor allem Frauen über dieses Wahrnehmungsvermögen und über diesen Mut verfügen. Ihre Forderung, Frauen bestimmenden Einfluß auf alle Vorgänge des gesellschaftlichen Lebens zu gewähren, ist nicht Ausdruck einer weiblichen Überheblichkeit, die sich nun an die Stelle einer männlichen setzt. Sie ist auch nicht modisch. Sie stützt sich vielmehr auf die unbestreitbare Erkenntnis, daß die vor allem von Männern geprägte abendländische Geschichte ganz bestimmte charakteristische Denk- und Verhaltensformen ausgebildet hat; Denk- und Verhaltensformen, in denen Rationalität, Zweckmäßigkeit und Instrumentelles überwiegen, in denen das Meßbare, Zählbare und Wiegbare Vorrang besitzen. Der Primat der Technik und Industrie gehört ebenso dazu wie das Bedürfnis und die Gewohnheit, Konflikte gewaltsam zu lösen. Und als Verbindung aller dieser Faktoren und als letzter Auswuchs männlicher Herrschsucht: die Schaffung eines Rüstungspotentials, das die Menschheit hundertfach vernichten kann.

Kassandra aus dem Mythos in „die (gedachten) sozialen und historischen Koordinaten“ zu rücken,⁶ heißt für Christa Wolf nicht nur, an einem überschaubaren mythologischen Modell Verformungen sichtbar zu machen, die in der technisch-industriellen Gesellschaft nur schwer erkennbar, aber deshalb

⁶ Christa Wolf, VK, S. 111.

nicht weniger verhängnisvoll sind, sondern vor allem auch *mit* Cassandra spüren zu lassen, bis zum Erzittern des Körpers miterleben zu lassen, was es bedeutet, zum Objekt gemacht zu werden. Freilich, Cassandra verzweifelt nicht in ihren Leiden. Sie erwirbt für sich die Fähigkeit, aus dem Schmerz Energien der Selbstbewahrung zu ziehen, die die Macht eines Agamemnon abgleiten lassen. Was Mythos war, wird in der Neugestaltung des Stoffes zum Beispiel der Wirklichkeit von heute. Christa Wolf taucht mit ihrer Erzählung nicht in den Mythos ein, sie läßt Cassandra vielmehr aus dem Mythos her austreten in das grelle Licht unserer Tage. Indem sie ihre Geschichte neu erzählt, deutet und bewertet sie aus der Perspektive der Frau, der Untertanen, der Mißbrauchten das gewaltige Geschehen des trojanischen Krieges, das durch Homer eine Sinngebung im Interesse des Mannes, des Herrschers, des Helden erfahren hatte. Den Drang, Selbstbestätigung im Sieg und in der Vernichtung des anderen zu suchen, wie ihn der Kampf um Troja – trotz Christentum – über Jahrhunderte als mustergültig vermittelte, sieht Christa Wolf nicht nur in den unzähligen Kriegen, die über den Erdball gegangen sind, jeweils neu aufleben, sondern in allen Formen von Vergewaltigung und Zerstörung, auch in der Natur, in den Wäldern, die sterben, in den vergifteten Flüssen, in den verseuchten Meeren.

Christa T., die Günderröde, Cassandra – sie sind Gegenbilder gegen die Erniedrigung, Entwürdigung und Verunstaltung des Menschen. Das Richtmaß für Christa Wolfs mutigen Versuch, im Neudenken der Geschichte das Andere, das Uneingelöste, das Nie-Erfüllte sichtbar zu machen, ist ein Humanum. Sie läßt keinen Zweifel daran, daß sie dem Sozialismus die größeren Chancen einräumt, eine menschenwürdigere Zukunft zu sichern. Ebenso unmißverständlich gibt sie aber auch zu erkennen, daß alles heute Bestehende davon weit entfernt ist und daß es außerordentlicher Anstrengungen bedarf, um diesem Anderen Geltung zu verschaffen. Dem vorherrschenden Vertrauen in die Organisierbarkeit des Besseren stellt sie die Unverzichtbarkeit der sittlichen Entscheidung des einzelnen entgegen. Die Kraft der Figuren, die sie imaginiert, ist zuallererst eine moralische. Mit diesem Anspruch stehen sie in der politisch-gesellschaftlichen Welt, aus der Christa Wolf lebt. Mit diesem Anspruch treten sie aber auch ganz entschieden über diese Welt hinaus. Aufklärung war nie und wird nie ein Vorgang sein, der begrenzbar ist, sei es im Raum, sei es in der Zeit.

Aufklärerischer Impetus, sittliche Entscheidung, moralische Kraft – nähern wir uns dem Gedankenkreis Friedrich Schillers? Ich halte daran fest, daß Figuren wie Cassandra nicht fortführen oder erneuern, was der deutsche Idealismus oder die deutsche Klassik als Entwurf formuliert hatten. Kassandras Ent-

schiedenheit, sich als autonomer Mensch zu stellen, das zur Rettung der Menschlichkeit Notwendige zu tun, die unvermeidbaren Konflikte zu tragen (wenn ein *Austragen* andere auch verhindern mögen) ist für Christa Wolf in einer Weise und in einem Ausmaß auf mitmenschliches Handeln hin ausgerichtet, wie es der deutsche Idealismus noch nicht zu denken und die deutsche Klassik noch nicht zu formulieren vermochte. Der Unterschied zeigt sich besonders deutlich an Christa Wolfs Vorstellung von Utopie. Das Wort kennzeichnet die innere Dimension des Andersseins ihrer Figuren. Im Kern ihres utopischen Denkens steht nicht ein Organisationsmodell des modernen Staates, wie bei Thomas Morus, und nicht die erlösende Kraft des zu hoher Idealität und Vollkommenheit geläuterten Ich, wie in der deutschen Klassik, sondern das Wunschbild menschlichen Zusammenlebens, das frei ist von Gewalt, zuallererst von Gewalt zwischen den Geschlechtern, aber nicht weniger frei von Gewalt jedem Mitmenschen gegenüber. Ihm liegen die Gewißheit gleicher Berechtigungen zugrunde und so einfache Forderungen wie: Verstehen, Geltenlassen, Rücksichtnahme. Es ist das Wunschbild einer Gesellschaft, die die Kraft besitzt, Übereinstimmung an die Stelle von Entfremdung zu setzen. Der Verzicht darauf, Probleme gewaltsam zu lösen, zeichnet es ebenso aus wie die Vision eines waffenlosen Friedens.

Wie kann diese Utopie eingelöst werden? Wie kann dem Sinn ein *Ort* gegeben werden? Christa Wolf beharrt darauf, daß es heute darauf ankomme, „zu denken, was eigentlich nicht geht“.⁷ Sie ist der Meinung, „daß uns nur noch helfen und retten kann, ... was wir eigentlich nicht mehr für möglich halten.“⁸ Dies zu leisten, so Christa Wolf, hat die Frau eher die Kraft und das Vermögen als der Mann. Sie konnte im Gang der Geschichte für sich erhalten, was Männer im Beruf und unter Erfolgszwang nicht haben bewahren können: ein Denken und Fühlen, das nicht auf Beherrschen von Mensch und Natur aus ist, das nicht die Alternativen Sieg oder Niederlage, Freund oder Feind, Leben oder Tod kennt, das statt dessen fähig ist, einem Dritten Raum zu geben: „... das lächelnde Lebendige, das imstande ist, sich immer wieder aus sich selbst hervorzubringen, das Ungetrennte, Geist im Leben, Leben im Geist.“⁹ Was uns fehlt? „Freundlichkeit, Anmut, Luft, Klang, Würde und Poesie; Vertrauen, auch Spontanität.“¹⁰

⁷ Christa Wolf, Rede bei der „*Berliner Begegnung zur Friedensförderung*“ am 14. Dez. 1981, S. 12 in: Christa Wolf, Begleitheft zur Ausstellung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main 5. Mai – 12. Juni 1982 (B).

⁸ Christa Wolf, B, S. 12.

⁹ Christa Wolf, *Kassandra* (K), 1983, S. 121/122.

¹⁰ Christa Wolf, Rede bei der „*Berliner Begegnung zur Friedensförderung*“, in B, S. 13.

Aus diesem Geist zu schreiben, ist ein Versuch, gegen Kälte, Angst und Verlorenheit anzugehen, ist der Versuch, sehend zu machen für die Wahrheit. Für die Wahrheit, die, so sagt Christa Wolf mit Ingeborg Bachmann, „dem Menschen zumutbar ist“.¹¹ Und ist ihm nicht auch zumutbar, sein Handeln an der Wahrheit auszurichten?

„Erzählen ist Sinngeben.“¹² Wie vermittelt sich der Sinn? Nicht durch eine Sprache, die sich des Fertigen, Formelhaften und Verbrauchten bedient. Sinngebendes Erzählen als Verwandlung in Fremdes erfüllt sich nicht zuletzt in einer sprachlichen Gestalt, die das Anderssein bezeugt und zugleich kommunizierbar hält. Die Erfahrung des Schmerzes und die Entschlossenheit, den Schmerz nicht hinzunehmen, geben dem dichterischen Wort Christa Wolfs ihren unverwechselbaren Ton, – Angst, Erkenntnis und Hoffnung eine Ausstrahlung ohnegleichen. Die klare, durchsichtige und beziehungsreiche Sprache der Dichterin steht so unverrückbar da, wie die Existenz einer Christa T., einer Günderoede, einer Cassandra. An Stellen verdichtet sich die Sprache zu Metaphern und zu Kernsätzen von großer Eindringlichkeit. Dies geschieht nicht dort, wo Ereignisse sich überstürzen, sondern eher dort, wo die Seele spricht, in ihrer Verletzbarkeit, aber auch in ihrer Unverwüstlichkeit: „Wenn man begreifen könnte, von welcher Art diese Strömung ist und warum sie so reißen wird. Ein Geschiebe wie von Eisschollen. Es ist, als stünd ich auf einer Scholle, im Eisgang, in absoluter Finsternis.“¹³ So Kleist. Und Cassandra: „... da war der Vorsatz fertig, geschmolzen, ausgeglüht, gehämmert und geformt wie eine Lanze. Ich will Zeugin bleiben.“¹⁴

Es ist eine Sprache, die nicht einem Experiment folgt und nicht das Dekor sucht, sondern aus der Unmittelbarkeit des Denkens und Empfindens lebt. Sie will nicht gefallen, sondern überzeugen. Sie will der Interesselosigkeit der anderen an den Leib rücken. Es ist eine Sprache, die die Sache trifft, aber mehr noch den Nerv. Sie ist beseelt von der Leidenschaft, mit dem Lichtstrahl erhellender Worte Räume des Dunklen auszuleuchten, und sei es nur für Augenblicke. Das macht das Dunkle nicht bewohnbarer, aber es nimmt ihm das Gespenstische des Unbekannten.

¹¹ Ingeborg Bachmann, *Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar*, Rede zur Verleihung des Hörspielpreises der Kriegsblinden, in: Ingeborg Bachmann, *Werke*, Hrsg. v. Christine Koschel, Inge v. Weidenbaum, Clemens Münster, 1982, 4. Bd. S. 275, zit. nach Christa Wolf, *Die zumutbare Wahrheit. Prosa der Ingeborg Bachmann*, in: Christa Wolf, *Lesen und Schreiben*, 1980, S. 174.

¹² Christa Wolf, VK, S. 37.

¹³ Christa Wolf, KON, S. 105.

¹⁴ Christa Wolf, K, S. 27.

‚Es sich nicht erlauben‘; ‚es sich nicht zugestehen‘; ‚es nicht zulassen‘; ‚es sich verbieten‘ – – – das sind wiederkehrende Wendungen im Werk der Dichterin. Sie bezeugen deutlicher als jede Rhetorik, daß sittliche Strenge und künstlerisches Gelingen aus der gleichen Entschlossenheit, mutig sich zu stellen, ihre Kraft beziehen. Die imponierende Steigerung der dichterischen Leistung Christa Wolfs von Werk zu Werk ist aber ebenso Ausdruck eines geschärften Wahrnehmungssinnes, den die Welt, wie wir alle sie erleben, täglich neu auf die Probe stellt.

Christa T., die Günderode, Cassandra – aus Betroffenheit, Schmerz und dem Willen des Nicht-mit-sich-machen-lassens sind im Werk Christa Wolfs Gestalten entstanden, die die Not und die Hoffnungen von heute symbolhaft verkörpern. Ich will nicht ablassen zu glauben, daß für den Fortgang der Welt Symbole wichtiger sind als Serienproduktion, Symbole, d. h. hier Bilder von Menschen, die es wagen, sich verhängnisvollen Verirrungen entgegenzustellen, die allen Widerwärtigkeiten zum Trotz bezeugen, was möglich sein soll, und sei es um den Preis des eigenen Lebens. Aufklären wird so zum phantasiervollen Versuch, das Andere vorstellbar zu machen.

Christa Wolf ist dies gelungen. Wir haben ihr dafür zu danken.

Meine Damen und Herren,

Schiller? dachte ich, als ich erfuhr, für dieses Jahr sei mir der Schiller-Gedächtnis-Preis zuerkannt. Wie kam ich zu Schiller? Wie kam Schiller zu mir? Jener hagere, überfleißige, über lange Zeit kranke Mann, den ich mir immer als zu groß für die Stuben des Schillerhauses in Weimar an der Esplanade vorstellen mußte; dessen Ferdinand, ebenfalls ein sehr langer Mensch, mit Riesenschritten auf der Bühne meiner Heimatstadt umhergerannt war und dabei lauthals geschrien hatte; da war ich dreizehn, vierzehn, *Kabale und Liebe* war, nach den Weihnachtsmärchen und der Operette *Frau Luna*, das erste richtige Stück, das ich sah. Die Kulissen wackelten, ich kicherte. Ob ich mir, fällt mir eben ein, den Dichter seitdem nach diesem Schauspieler vorgestellt habe? Auswendig lernten wir natürlich die *Glocke* und die Balladen – auch deren Verbalhornungen, mit denen sich Generationen von Schülern gegen die tödliche Langeweile der Deutschstunden wehrten. Schiller muß uns als der deutsche Dichter offeriert worden sein, denn ich entsinne mich meiner empörten Ungläubigkeit, als nach dem Krieg eine neue Deutschlehrerin in einer anderen Stadt uns sagte, Schillers *Don Carlos* – der erste Text, den wir nun durchnahmen – sei in den letzten Jahren des „Dritten Reiches“ nicht nur von den Spielplänen der deutschen Theater, auch aus den Lehrplänen der deutschen Schulen getilgt worden. Sire, geben Sie Gedankenfreiheit.

Meinen Aufsatz über diesen Carlos fand diese Lehrerin, mit Recht, „gestelzt“. Ich hatte das Kunststück versucht, sie auf dem Umweg über Schiller zu kritisieren; ähnliches hatten schon andere probiert, die auch nicht offen sprechen wollten oder konnten, unter ihnen Friedrich Schiller; ich kannte sie damals nicht, ich wußte nicht, daß die Methode der indirekten Kritik einen geschliffenen, schneidenden, auch raffinierten Stil hervorbringen kann, aber eben auch einen umständlichen, dunklen und gestelzten. – Während einer langen Krankheit lernte ich dann viele Gedichte von Goethe auswendig, von Schiller nur wenige, unter ihnen das *Lied an die Freude*. Fünf, sechs Jahre später lebte ich selbst in Leipzig/Gohlis und sah das Häuschen, in dem er dieses Lied, all seine Freundschafts- und Freudesfähigkeit zusammennemend, gedichtet haben soll. Ich lernte *Das Ideal und das Leben*, skandierte:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl ...

Solche Antinomien kamen mir gerade recht. Auch hochfliegende Appelle wollten mir einleuchten, wie der an die „Künstler“:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben –
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

Hochfahrende Augenblicke, der Dichter hatte sie zu liefern. Zu fragen, warum dieser deutsche Dichter so deutlich, so häufig auf Beschwörungen im Reich der Ideen angewiesen war, hatte ich noch nicht gelernt. Viele Generationen deutscher Lehrer aber, fürchte ich, entnahmen ihr endgültiges Bild vom „Dichter“ genau dieser Ideenakrobatik, die politisch folgenlos blieb und bleiben mußte; die eben, weil sie keinen Boden hatte, derart halbsbrecherisch, auch schön und kunstvoll, ausfiel. Mir wurde Schiller für Jahre fremd.

Auf der Universität in Jena lasen wir in einer Übung zur Sprecherziehung Thomas Manns Novelle *Schwere Stunde*, die mich eigentümlich fesselte, doch nicht so sehr Schillers wegen, wie ich mir schon damals eingestand, sondern wegen der heimlich – unverhohlen betriebenen Identifizierung des einen Autors mit dem anderen. „Das Talent selbst, war es nicht Schmerz?“ Ich glaube, die Frage war mir in all ihrer Rhetorik neu. Wurde nicht, empfand ich dagegen, hier eine Absonderung und Erhöhung des Schriftstellers vom Schiller-Typus über „das Gemeine“ vorgenommen? „Größe! Außerordentlichkeit! Welteroberung und Unsterblichkeit des Namens? Was galt alles Glück der ewig Unbekannten gegen dies Ziel?“ Wie konnte man so undemokratisch fragen? Mir schien es nicht recht, das Glück der ewig Unbekannten gering zu achten. Nein, ich glaube nicht, daß diese steile Sprache mich erwärmen konnte.

Aus den Fenstern jenes Universitätsraumes, in dem wir saßen, blickten wir über die Straße hinüber zum Botanischen Garten, ehemals Garten jenes Hauses, in dem Schiller die „schwere Stunde“, mit dem spröden Stoff des *Wallenstein* ringend, erlebt haben sollte. Bewundern konnte ich diesen außerordentlichen Menschen – ja. Auch lieben? Thomas Mann hat ihm seine große Rede zum Todesjahr 1955, die er in beiden deutschen Staaten gehalten hat, „in Liebe“ gewidmet. Wer es ihm nachsprechen könnte, dachte ich, immer noch mit den Vorüberlegungen zu dieser Dank-Rede beschäftigt, die ich hier würde halten müssen.

Ich will nicht fortfahren, Ihnen meine Begegnungen mit Schiller zu unterbreiten; es ist an der Zeit, zu berichten, daß allein durch den Ort, an dem diese Preisverleihung stattfindet: Stuttgart, immer wieder ein anderer Name als Signal in mir aufleuchtete und sich neben, ja vor den des Gefeierten,

Schiller, drängte. Auf die Frage, wen ich zu dieser Feierstunde am liebsten eingeladen sähe, hätte ich zu gerne seinen Namen genannt, den eines langjährigen guten Freundes, des Stuttgarters, der außer Schiller, Hölderlin und ihresgleichen in mir das Bild des Schwaben prägte; und wie gut, dachte ich, kommen die Schwaben dabei weg! Diebisch hätte es ihn gefreut, hierher mitzukommen, mich zu seinem Elternhaus in Untertürkheim in der Annastraße zu führen, zu dem ich nun alleine gehen werde und, wenn ich diese Rede vortrage, gegangen bin. „Gegangen sein werde“, hätte er mich korrigieren können, denn die Lust an der Sprachakribie teilte er mit seinen berühmteren Landsleuten; kein Plusquamperfekt, kein Futur II würde er sich ersparen, mir, uns keines schenken; mit den kleinen Ungenauigkeiten, fand er, beginnen oftmals die ganz großen Schweinereien. –

Gut, dachte ich. Da er nun einmal nicht mit mir reisen kann, denn er liegt seit vier Jahren in einem kleinen Ort bei Potsdam begraben; da es mir aber doch ganz unnatürlich vorkäme, aus einem Anlaß wie diesem ohne ihn nach Stuttgart zu fahren, werde ich dort wenigstens von ihm reden. Und Schiller? Keine Bange, sagte ich zu mir selber. Diese beiden Toten werden sich schon finden. Ich müßte versuchen dem einen, dem Dichter, jene Fragen zu stellen, die dem anderen, meinem toten Stuttgarter Freund, zeitlebens auf der Haut gebrannt haben: diese Wendung ist keine Metapher, sondern wörtlich zu nehmen; als dieser Mann, von dem ich rede, die Klassiker, auch Schiller, las, saß er im Zuchthaus und diskutierte mit seinen Genossen die Gründe für ihre Niederlage. Es waren die Jahre vierunddreißig, fünfunddreißig, sechsunddreißig. Ich weiß nicht, ob es ihnen bewußt war, daß sie auch die Erben jener unreifen Konstellationen waren, mit denen einst der Dramatiker Schiller sich abgeplagt hatte: als Dramatiker; bis hin zu seiner vergeblichen Suche nach einer Zentralfigur, einer nationalen Heldengestalt, die der Darstellung würdig gewesen wäre; bis hin zur Stoffwahl, die fast niemals „deutsch“ sein konnte, aus den gleichen Gründen; bis in die Struktur seiner Stücke hinein, für die er künstliche Lösungen finden mußte, da ja das Volk, das seinen Part im Machtspiel der Großen übernommen hätte, das, zum Beispiel, im Schauspiel einen natürlichen Chor abgegeben hätte, zu Schillers Lebzeiten in den deutschen Kleinstaaten schlechterdings nicht sichtbar wurde; da es dem, der das Zeug dazu hatte, der große Dramatiker der Deutschen zu werden, durch Abwesenheit das Konzept verdarb. Soviel weiß ich: Nie wäre meinem Stuttgarter Freund der Gedanke gekommen, daß ein Mann wie Schiller vielleicht nach einem Mann wie ihm, wären sie Zeitgenossen gewesen, gierig gegriffen hätte: als Protagonist. So wie er selbst, da er doch einen Anhaltspunkt brauchte, eine Figur, in der er sich erkennen könnte, auf den Joß Fritz

der Bauernkriege zurückgriff. Diese Schwierigkeiten bei der Identitätsfindung machen mich nachdenken über die Zeit-Brüche in der deutschen Geschichte: Allzu oft fehlt den Helden die Gegenwart.

Einmal allerdings, gleich beim ersten Stück, heißt es bündig bei Schiller: „Der Ort der Geschichte ist Teutschland“. Und einmal gibt es Volk auf der Bühne, Schwaben, behaupte ich: als Räuberbande. In nächtlichen Stunden brütet das der sehr junge Dichter aus, während die Kameraden schlafen, im großen Schlafraum der Karlsschule, wo vor dem vergitterten Fenster weiße Lilien blühen, die der Eleve Schiller gesetzt hat. Diese ganze Einrichtung ist schon zu aufdringlich, als daß ich Lust hätte, sie symbolisch zu nennen. Da sitzt der angehende Regimentsmedicus, immer unausgeschlafen, immer überarbeitet, schreibt Sätze wie diesen: „Stell mich vor, ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen.“ Zwei Wörter stechen aus diesem Ausbruch Karl Moors heraus: „Deutschland“ und „Republik“. In den Verhältnissen, unter deren Druck der junge Schiller aufgewachsen ist, gibt es kein „Deutschland“, sondern das Herzogtum Württemberg; da gibt es keine „Republik“, sondern den Herzog Karl Eugen, der sich selbst zum Vater seiner gepreßten Karlsschüler ernannt hat; da gibt es das Reglement, das Lernen, den Drill, die Strafen; die Absonderung von den Familien, von der Natur, von den Mädchen; da gibt es die Freundschaftsbünde und -schwüre unter den so genannten Jünglingen. Da gibt es die Bücher. Nation? Freiheit? Republik? Alles Sehnsucht, alles Utopie. Alles (immerhin schon) Literatur.

Mein Stuttgarter Freund war, anders als der frühe Schiller, kein Liebhaber von idealistischen Konstruktionen; er würde, könnte er hier sein, eine Analyse der Verhältnisse liefern, aus denen, ein Jahrzehnt vor der Französischen Revolution, die Idee von einer deutschen Republik herausgepreßt werden mußte, ein Phantom, das Phantomschmerz erzeugte. Er würde, pffiffig, vergnügt und vergnüglich, genau, aber nicht pedantisch, beweiskräftig, aber nicht rechthaberisch, seinem Landsmann Schiller brüderlich-kollegial die ökonomischen, politischen, ideengeschichtlichen Grundlagen für seine respektlosen Träume unter die Füße geschoben haben, damit er nicht so sehr unbequem in der Luft hängen müßte – hätte hängen müssen – mit seinem gewagten Entwurf vom edlen Räuber. Doch, wie gesagt, die beiden trafen sich nicht. Erst ein und einviertel Jahrhundert nach den *Räubern* konnten in Deutschland Revolutionäre geboren werden, die, wären sie rechtzeitig und umfassend wirksam geworden, der deutschen Geschichte dieses Jahrhunderts einen anderen Verlauf gegeben hätten. Hätten geben können – wahrhaftig, mir geht der Sinn der komplizierten Zeitkonstruktionen in unserer Grammatik auf, indem

ich auf dem Fernsehschirm die neuen Scharen in den schwäbischen Wäldern lagern sehe, die man sich wohl nur deshalb nicht „Räuberbanden“ zu nennen traut, weil es zu viele sind. Und die, füge ich hinzu, heute in die Wälder gehen müssen, weil die von Luther zu Räubern und Mördern erklärten aufständischen Bauern überall in Deutschland, auch hier in Schwaben, unterlagen: An welchem Faden man auch zieht, es rührt sich das ganze Gewebe.

Schwäbisch-Gmünd ist ja übrigens ein Ort aus Schillers Biografie, wenige Monate nur wohnte die Familie dort, als Friedrich sehr klein war; aber nahebei, in Lorch, ist er aufgewachsen, und sein Nachfolger, denke ich mir, könnte heute unter jenen Scharen sein, auf Schloß- und Marktplätzen, auf den Straßen der Städte; er wird, der heutige junge Schiller, seine ersten Stegreifstücke mit Laien inszenieren, die sich, zum Beispiel, auf sein Signal hin nacheinander auf die Straße legen, wie niedergemäht von einer Druckwelle. Oder er wird seinen Mit-Spielern Texte geben, welche die Existenzfragen der heute Lebenden aussprechen, wie der junge Schiller es tat, mit den Existenzfragen seiner Generation: „Über die verfluchte Ungleichheit in der Welt!“ sagt Räuber Moor in der ersten Fassung des Stücks, die Schiller für die Uraufführung in Mannheim zurechtstutzen mußte.

Merkwürdig genug, daß sein Zorn sich nicht gegen die Väter richtet; wahrscheinlich sitzen dem Jüngling seine beiden gestrengen Väter, der eigene und der angemähte, Herzog Karl Eugen, zu drückend auf der Brust, er konnte und konnte keinen bösen Vater zeichnen, einen schwächlichen, wankelmütigen, leicht zu hintergehenden Vater brachte er hervor, einen Spielball in den Händen seiner Söhne. Die aber machte er, indem er einen ganzen Mann in der Mitte hindurchhieb, so daß nach jeder Seite eine Hälfte niedersank, die eine gut, die andre böse: die feindlichen Brüder. Karl: „Warum sind Despoten da? Warum sollen sich tausende, und wieder tausende unter die Laune eines Magens krümmen, und von seinen Blähungen abhängen?“ So beginnen die Deutschen zu buchstabieren: Gleichheit, Freiheit – aber eben nicht das Volk, ein Selbsthelfer ist es, der das Alphabet anstimmt – „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit springt über die Palisaden des Herkommens, und brütet Kolosse und Extremitäten aus“ – ein Kraftgenie; der gute Räuberhauptmann, den man sich ja nun auch in einem Rührstück vorstellen könnte. Da aber zeigt der Realist Schiller seine Instrumente; und auch wenn er sich ins eigene Fleisch schneiden muß, wenn seine Operation an der Figur ihn selbst am meisten schmerzt – unterwegs, mitten im Stück, wandelt er diesen edlen Räuber um in einen Bandenchef: Sein Haufen prägt die Taten, die sie gemeinsam tun. Karl Moor kann nicht gerettet werden; er kann ebensowenig

davonkommen wie sein als schurkisch, verschlagen gesetzter, durch Benachteiligung rasend gemachter Bruder Franz, der vom Herr-Sein besessen ist: „Ich will alles um mich ausrotten, was mich einschränkt, daß ich nicht Herr bin.“ Auf dem Prüfstand der Dramaturgie des Stückes erweist sich das Selbsthelfertum des Sturm und Drang als keine ausreichende Alternative zum Despotismus. Das bringt der junge Schiller heraus. Er läßt alle Personen sterben. Nichts geht mehr. Ein bedeutender Stückeschreiber.

Sein Publikum aber jubelte den Absichten und Reden des Karl Moor zu, und übersah seine Taten; zu allererst jenes Publikum aus Mit-Schülern von Karl Eugens Pflanzschule und Sklavenplantage, die die nächtliche Ruhestörung durch den murmelnden, rappelnden und stampfenden Dichter großzügig ertragen hatten und nun, von einem gemeinsamen Zwangsspaziergang entwichen, im Wald, auf eine Lichtung gelagert, erregt und begeistert dem Ergebnis so unruhiger Nächte lauschen. Ihre Namen sind überliefert, und einer dieser Namen lautet zu meiner unaussprechlichen Genugtuung: Schlotterbeck. Sohn eines Maurers – auch das gab es auf Karl Eugens Musterschule. Was sollte mich hindern, diesen jungen Mann zum direkten Vorfahren meines Stuttgarter Freundes zu machen – ungeachtet der Häufigkeit dieses Namens in Schwaben –: denn auch er hieß Schlotterbeck, Friedrich Schlotterbeck, genannt Frieder. Sohn eines Württembergischen Metallarbeiters. Jener, der Maurerssohn, soll ein tüchtiger Maler und Kupferstecher geworden sein; dieser wurde Tischler. Dafür könnte ich mich verbürgen: Auch er hätte sich damals in die Büsche geschlagen, verlockt von der Aussicht, verbotene Literatur zu hören. Ganz andere Gefahren hat er für verbotene Lektüre auf sich genommen, Frieder Schlotterbeck, tief überzeugt von der Wirksamkeit der Worte. Für Flugblätter, auf denen die Wahrheit über Hitler stand, hat er sein Leben riskiert, und in dem Hochverratsprozeß, der gegen ihn anhängig war und ihm zuerst drei Jahre Zuchthaus, dann fast sieben Jahre Konzentrationslager einbrachte, hätte er sich am liebsten mit ganzen Passagen aus Goethes „*Faust*“ verteidigt.

„Die Besten müssen springen in den Riß der Zeit“ – diesen Spruch hat er bei der Schulentlassung zur Jugendweihe bekommen; Dutzende, vielleicht Hunderte von Malen mag er in den verzweifeltsten Lagen in ihm aufgeblitzt sein; er hat sich, im Doppelsinn des Wortes, an ihn gehalten. „Lern erst die Tiefe des Abgrunds kennen, eh du hineinspringst“, sagt Räuber Moor warnend zu einem neuen Kandidaten für seinen Haufen. „Du trittst hier gleichsam aus dem Kreise der Menschheit – entweder mußt du ein höherer Mensch sein, oder du bist ein Teufel.“

Diese falschen Alternativen immer, die direkt aus den unentwickelten

Verhältnissen hervorgehn. Frieder Schlotterbeck hatte keine Wahl; er konnte den Abgrund nicht ausmessen, in den er springen mußte, damit er nicht aus dem Kreise der Menschheit hinausgeschleudert werde; die Alternative zwischen „höherer Mensch“ und „Teufel“ war diesem Arbeiter und Kommunisten fremd. Aber ein Erbe seiner schwäbischen Vorläufer war er schon: mehrfach in seinem Leben hat er vor entsetzlichen Alternativen gestanden wie der, zum Verräter zu werden an seinen Überzeugungen, seiner Klasse, dem Sinn seines Lebens, oder, indem er selbst sich dem Zugriff der Gestapo entzog, das Leben seiner Angehörigen aufs Spiel zu setzen. Bis zu diesem tragischen Punkt haben die unerledigten Konflikte, die immer nur halb ausgetragenen Kämpfe, die immer nur halb bereinigten Gegensätze der deutschen Geschichte einen „einfachen“ Mann getrieben, einen Mann aus dem Volke, aus jenen Schichten, die endlich einmal in dem Drama, das auf ihre Kosten ausgetragen wurde, nicht durch Abwesenheit glänzen wollten. Kein schwacher Vater hemmte ihn. Ein entschlossener, klassenbewußter Arbeiter brachte ihn auf den Weg, dem er übrigens 1969 hier in Stuttgart-Untertürkheim in der Sängerkirche bei einer Gewerkschaftsfeier die Gedächtnisrede hielt. Er sagte von ihm: „Er war überzeugt, daß es keine kleinen Leute gibt, sondern daß sie klein gemacht werden, daß niemand einfach ist, sondern jeder Mensch einmalig und unverwechselbar.“ – Kein feindlicher Bruder hat ihn auszuschalten versucht: sein jüngerer Bruder Hermann hat, getreu der Familientradition, im Widerstand gearbeitet wie er selbst; und weil der ältere in die Schweiz entkommen konnte, wurde er für ihn umgebracht. „Alle, die Schlotterbeck hießen oder unter diesem Namen geboren waren, und einige ihrer vertrautesten Freunde mußten sterben.“ Vater, Mutter, Bruder, Braut. Die deutsche Sprache, an ungeheuerlichen Vorgängen geübt, versagt. Frieder Schlotterbeck schickt den Toten Worte nach, die er bei Schiller gelesen haben könnte: „Die Toten hier starben für die Würde des Menschen, für sein Recht auf Persönlichkeit, um ein bißchen Freiheit.“

Da schien die deutsche Klassik endlich angekommen; da wurde der Beweis für ihre Wirksamkeit erbracht: Im Volk wurde gestorben für die Werte, die sie aufgerichtet hatte. Eine späte, makabre Begegnung zwischen Geist und Ohnmacht. Leute, die ein Schiller gar nicht kennen konnte, brauchten ihn. Der Menschheit Würde war in ihre Hand gegeben. Kein Feiertagsgeschenk. Als Ausgestoßene und Verfolgte hatten sie sie zu verteidigen. Immer wieder habe ich in Frieder Schlotterbecks Autobiografie die Schilderung seiner illegalen Wege durch das Leipzig des Jahres 33 gelesen; da mag er die lange verwirrerten Spuren eines Dichters gekreuzt haben, dem hier eine vielleicht unsterbliche Zeile eingefallen war. Freude, schöner Götter-

funken. Kein Gedanke daran. „Fröstelnd stampfe ich den Schneematsch. Wo bleibe ich heute nacht?“

Jetzt fange ich an zu fabulieren, entwerfe eine rückwärtsgerichtete Utopie. Hätte es zu Karl Moors Zeit etwas anderes als diesen Räuberhaufen gegeben als Betätigungsfeld für seinen Freiheitsdrang; wäre da auch nur die mindeste Chance gewesen, aus dem Studentenuk und Grobianismus der Roller, Spiegelberg, Schweizer, Schufferle und Razmann eine Studentenbewegung zu entwickeln – dann wäre Karl Moor kein Räuber geworden in den böhmischen, sprich schwäbischen Wäldern; sondern, zum Beispiel, der Kopf einer bürgerlich-republikanischen Partei; immer noch gefährdet, natürlich, an Leib und Leben; keineswegs gerettet. Aber jedenfalls kein Außenseiter, den seine verquere Übermenschenideologie zum Ungeheuer machte: „Da steh ich am Rand eines entsetzlichen Lebens und erfahre nun mit Zähneklappern und Heulen, daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrund richten würden.“ Was bleibt? Das Opfer, wie so oft im deutschen Trauerspiel. Geopfert wird die Frau, Amalie, dann opfert der gescheiterte Held sich selbst, befangen in dem verhängnisvollen Irrtum, so „die beleidigten Gesetze versöhnen“ und die „mißhandelte Ordnung wiederum heilen“ zu können. Geht und gibt sich in die Hände eines armen Tagelöhners, der „elf lebendige Kinder“ hat und sich durch die Auslieferung des Räubers Moor das Geld verdienen soll, das auf dessen Kopf gesetzt ist. Auch eine Lösung der sozialen Frage! Auch ein Zusammenschluß der Unterdrückten und Geknechteten! Auch eine Form der Solidarität! – Wenn das kein deutscher Stückschluß ist ...

Ad infinitum, möchte man manchmal denken. Immer wieder der Reiß. Immer wieder eine genialische, oder rebellische, oder einfach junge, wache, nachdenkende Jugend, sich spaltend, soweit sie bürgerlich ist, in den braven und den bösen Bruder, neuerdings auch in die brave und die böse Schwester. Immer wieder wird ihrem Unbedingtheitsstreben vom Establishment der Weg in die von ihr nicht als sittlich empfundene bestehende Weltordnung verlegt. „Wißt ihr auch, daß man uns auskundschaftet?“ muß schon Roller, kurz eh er Räuber wird, die Mitstudenten fragen. Und immer mal wieder – beim Fehlen einer starken revolutionären Bewegung – die Abstoßung, Ausgrenzung, die Flucht in die Sekte, Gruppe, Bande. Der Bruch mit der überkommenen Moral, die, das kann nicht bestritten werden, eine Doppelmoral ist; mit den ihnen schrecklich werdenden Vätern. Immer mal wieder der edle Terrorist. Greuel, Untaten und die Strafe dafür. Stuttgart-Stammheim, steinernes Zeugnis von Alternativlosigkeit.

Aus den Ortsnamen, die Friedrich Schlotterbeck in seinem Erinnerungs-

buch nennt, ließe sich eine Karte der Zuchthäuser, Gefängnisse, Konzentrationslager um Stuttgart herum anlegen: Welzheim, Bad Cannstatt, Rudersberg, Ludwigsburg und selbstverständlich auch der Hohe Asperg, auf dem zur Zeit des jungen Schiller der Dichter Schubart einsitzt und wo es, kurz eh Schiller unter falschem Namen als Flüchtling sein Vaterland, Württemberg, verläßt, zu einer traurig-farcehaften Begegnung zwischen den beiden deutschen Schriftstellern kommt. Den einen hat sein Herzog ins Gefängnis entführen lassen. Dem anderen gibt er den entscheidenden Stoß zum Verlassen seiner Heimat, indem er ihm das Publizieren verbietet. Der „naturwidrige Beischlaf der Subordination mit dem Genius“ hat ein Ende.

Schillers Stück hatte, wie Literatur in Zeit-Brüchen immer, mit lange und sorgfältig verdrängten Tabus aufgeräumt; es enthält aber auch jenen Hauch von Zukunftsvorwegnahme, ohne die kein Stück überdauern würde. Nehmen Sie nur den folgenden kurzen Dialog zwischen zwei Todgeweihten, die sich durch Übertreibungen und Prahlerei Mut machen müssen:

Karl Moor: Es fehlt doch an Pulver nicht?

Schweizer: Pulver genug, die Erde gegen den Mond zu sprengen!

Wenn dies nun aber ein realistischer Wortwechsel zwischen praktisch denkenden Männern über die Verwendung eines real existierenden Potentials geworden ist, mag es höchste Zeit sein, an neue Stücke zu denken. Deren Dramaturgie kann nicht mehr, scheint mir, auf dem „Ich oder Du“, dem „Entweder – Oder“, auf Überwindung oder Tod des einen der feindlichen Brüder durch den anderen angelegt sein; sie sollte eher acht geben auf jene Kräfte, die zwischen den Stiefeln der Kämpfenden aufzukeimen beginnen und meist von ihnen zertreten werden.

In Schillers erstem Stück kommt die arme, zwischen den Männern hin- und hergezernte Amalie nicht aus, ohne in dem einen der Brüder Moor den Leibhaftigen, im anderen ihren Gott zu sehen: unfreiwillig gibt sie so preis, was ihr fehlt, die eigene Mitte.

Mein Freund Frieder Schlotterbeck, Ihr Landsmann, der mit Haß und gegen ihn gerichteter Feindschaft, ja Vernichtungswut Erfahrungen gemacht hat, die ich nicht einmal andeutungsweise zu beschreiben wage, hat nie die Versuchung in sich gespürt, seine Feinde zu verteufeln. In Hitler und seinen Mannen hat er nie den Teufel und Teufelsbrut gesehen. Er hat sich auch keinen der Götzen geschaffen, von denen die Bewegung nicht frei blieb, der er angehörte: auch sie gezeichnet durch die Geschichte der Deutschen, deren Produkt sie ja ist, anfällig zu Zeiten für irrationale Handlungen, deren eine Frieder Schlotterbeck wiederum, diesmal durch die eigenen Genossen,

unter falschen Anschuldigungen ins Gefängnis brachte. Auch das, besonders das, hat er bis in seine letzten Tage hinein zu analysieren versucht, nie hat er sich dazu hinreißen lassen, historische Vorgänge zu dämonisieren. Heute weiß ich, woher er diese uns Jüngeren oft unglaubliche Freiheit nahm: Er hatte keine Angst mehr, auch nicht vor möglichen Überraschungen durch sich selbst; er kannte sich. Und: Nicht eine Spur von dem, was er bekämpfte, war in ihm; an diesem Mann hatte der deutsche Faschismus keinen Anteil. Nichts, was er in sich selbst niederhielt, war er gezwungen, als Teufel aus sich herauszustellen; er war durch und durch Mensch, geschichtliches Wesen, ganz und gar entdämonisiert. Konflikt- und friedensfähig. Heute ginge er wohl mit dieser neuen Kraft, die sich Friedensbewegung nennt.

Wenn jemals, liegt der „Riß der Zeit“ jetzt für jedermann offen, und er geht, nicht zufällig, wie ich anzudeuten versuchte, durch das ehemalige Deutschland. Müssen „die Besten“ wieder einmal „springen“? Oder sollten sie versuchen – vorsichtig, behutsam, in kleinen Schritten –, ihre Landsleute vom Abgrund zurückzuführen? Wobei darauf zu achten wäre, daß der Entzug der Droge „Verteufelung des Feindes“, womit ja zu beginnen wäre, und wozu, wie Sie bemerkt haben, diese Rede einen kleinen Beitrag liefern möchte –, daß dieser gewiß anstrengende und beunruhigende Entwöhnungsvorgang nicht zu anstrengend, zu beunruhigend würde ... Daß nicht die Faszination durch den Abgrund die lästige Mühe, nüchtern und rational die Fülle der unerledigten Probleme anzugehen, überwältigte.

Denn: Paradiese sind, wenn dieser nächste, so umsichtig, sorgsam, umfassend und zielstrebig vorbereitete Krieg verhindert wird, an seiner Stelle nirgends zu versprechen. Die Zukunft, auch ohne Krieg, nicht strahlend. Keine schnellen Veränderungen. Also der status quo als das allein Wünschbare?

Sein deterministisches Denken, der „morastige Zirkel der menschlichen Bestimmung“, den er für erwiesen halten will, gibt Franz Moor das Recht auf seinen platten Egoismus: „Der ist ein Narr, der wider seine Vorteile denkt“. Wenn aber das nackte Vorteilsdenken der einen Seite nicht nur den Untergang der anderen, auch den eigenen Untergang hervorbringt, hat es sich erledigt. Vorteilhaft ist dann nur noch ein Denken, das den wohlverstandenen Vorteil aller Seiten im Auge hat. Und vorteilhaft, scheint mir, also realistisch handeln diejenigen, die zwischen den zum Zerreißen gespannten feindlichen Polen unbefangen (aber welch Wunder ist heute Unbefangenheit) ihren Lebenswillen demonstrieren und dabei und dadurch ihre Lebensfähigkeit erzeugen: vorteilhaft auch für die anderen, die jene heute

noch ignorieren, bespötteln, verdächtigen, verfolgen, einsperren. Auch für die, zu ihrer Rettung proben sie doch, indem sie Widerstand leisten, jene neuen Formen eines Miteinanderseins, die, so flüchtig und schnell zerstörbar sie sind, allein imstande scheinen, den status quo zu verändern und etwas wie Hoffnung in die eiserne Logik, die festgefahrenen Strukturen des Dilemmas „Geschichte“ einzuschleusen. Ich hätte Lust, mich auf die Dramaturgien einzulassen, die sie uns vorschlagen. Ein Leben, das sich nicht auf *Überleben* reduzieren ließe; zu dem Schreiben, Reden gehören. Daß Franz Moors schauerlicher Satz nicht zur Prophezeiung werde: „Es war etwas und wird nichts – heißt es nicht ebensoviel als: es war nichts und wird nichts und um nichts wird kein Wort mehr gewechselt.“

Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen, auch für diese Gelegenheit, mich Schiller zu nähern.